

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Sencke.

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 21

Sonntag, den 24. Mai 1914

32. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 24. Mai Maria Hilf
Montag, 25. Gregor VII.
Dienstag, 26. Philippus
Mittwoch, 27. Maria Mag.

Donnerstag, 28. German.
Freitag, 29. Maximinus
Samstag, 30. Felix

Nachdruck verb.

Sechster Sonntag nach Ostern

Evangelium des hl. Johannes 15, 26—16, 4 (Zeugnis des hl. Geistes).

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn der Tröster kommen wird, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, derselbe wird von mir Zeugnis geben. Und auch ihr werdet Zeugnis geben, weil ihr vom Anfange bei mir seid. Dieses habe ich zu euch geredet, damit ihr euch nicht ärgert. Sie werden euch aus den Synagogen austreiben; ja, es kommt die Stunde, daß jeder, der euch tödtet, Gott einen Dienst zu tun glauben wird. Und das werden sie euch tun, weil sie weder den Vater noch mich kennen. Aber ich habe euch dies gesagt, damit, wenn die Stunde kommt, ihr euch daran erinnert, daß ich es euch gesagt habe.

*

„Auch ihr werdet Zeugnis geben, weil ihr vom Anfange bei mir seid.“ — Solange der Heiland in sichtbarer Gestalt auf Erden weilte, legte er selbst Zeugnis ab für seine Lehre und sein Werk, und mehr als einmal mußten seine Gegner beschämt verstummen, wenn er ihnen das Ungerechte ihrer Angriffe nachwies, wenn er durch Wunder seine göttliche Herkunft und seinen Anspruch auf Glauben und Nachfolge begründete und bekräftigte; wenn sein Leben derart makellos und überirdisch war, daß er die Herausforderung wagen durfte, seinen Werken den Glauben zu schenken, den man seinen Worten verweigerte.

Aber das Himmelfahrtsfest ist nun vorüber, der Herr von der Erde geschieden, und alle die alten Anklagen und hinterlistigen Anfeindungen erheben von neuem und leiser ihr Haupt. Da aber stehen auch schon neue Zeugen für ihn auf: die Apostel. Recht sinnig hat deshalb die Kirche das heutige Evangelium, das zeitlich vor die Himmelfahrt fällt, auf den Sonntag danach gelegt. Dahin passen nämlich die prophetischen Worte: „Auch ihr werdet Zeugnis geben.“ Wadere Zeugen für den Heiland waren die Apostel; laut und unermüdet klang ihr Zeugnis hinaus in die Welt, bis ihr Mund sich im Tode schloß.

Aber dann, wenn mit dem erhöhten Triumph des Heilandes auch seine Reider zahlreicher und haßerfüllter werden, wenn dem siegreichen Vordringen des Christentums sich auch mächtigere Hindernisse entgegenstellen — wer wird dann die Aufgabe übernehmen, Zeugnis abzulegen für Christus und sein Werk? Das sind alle anderen Christen, das sind wir, die wir zu den Aposteln als unseren geistigen Ahnen anschauen, die wir zu den Vätern ihrer Nachfolger sitzen, des Papstes und der Bischöfe. Für all diese gilt dasselbe Wort, das Jesus zu den Aposteln sprach, nur daß es hier oft weniger eine Tatsache, als ein Gebot bedeutet, nur daß es bei uns nicht selten bloß lauten kann: „Auch ihr sollt Zeugnis geben!“ —

Als Zeuge tritt man auf vor Gericht; und zu Gericht sitzt ja über Christus ein nicht kleiner Teil der Menschheit, sitzt in uns selbst gar manchmal Verstand und Neigung — auch ein Geheimnis der göttlichen Vorsehung, daß der Heiland gleichsam als Angeklagter vor den Schranken menschlichen Gerichtes erscheint, wie ehemals vor dem hohen Räte, vor Pilatus und Herodes, als unschuldiger Angeklagter, für den Zeugnis abzulegen, wohl manchmal eine schwere und gefährliche Sache, stets aber ernsteste Gewissenspflicht ist.

Nach den Fragen des Richters fällt die Antwort der Zeugen aus, und so ist das Zeugnis, das für Christus gegeben wurde und gegeben werden muß, verschieden je nach den Zeiten, nach den Richtern und Anklägern. Die Apostel hatten ihn besonders gegen die Juden zu vertreten. Es ist ja klar, daß das Kreuz auf Golgatha für sie besonders ein steter Vorwurf sein mußte. Daß sie nun gar die Lehre des Gekreuzigten annehmen und ihre Verbreitung ruhig dulden sollten, war eine starke Belastung für ihr Selbstbewußtsein, ihre Eigenliebe und Eitelkeit. Darum waren und blieben sie auch zum großen Teile die geschworenen Gegner des Heilandes und seiner Entlastungszeugen, der Apostel. Diese aber machten sich nicht viel daraus. Ob sie auf Befehl des hohen Rates geißelt wurden, ob man sie gar, wie den heiligen Paulus in Lystra, steinigte, sie gaben unerschrocken Zeugnis für ihren

Meister vom ersten Pfingsttage an in ihren Predigten und ganz im Sinne des göttlichen Heilandes durch Wunder an Kranken und Unglücklichen.

Die Heiden standen damals der Person Jesu meist ohne den blindwütigen Haß der Pharisäer gegenüber. Sie waren uninteressiert an einer Religion, die ihrer Leidenschaft enge Bahnen gezogen hätte, oder blickten geringschätzig auf das Christentum, das sie fälschlich für einen Ableger des Judentums hielten. Aber so weit waren sie doch von Fanatismus gegen das Christentum entfernt, daß römische Soldaten den Paulus in Jerusalem aus den Händen der Juden befreiten. Die Apostel änderten deshalb auch dem Heidentum gegenüber die Methode. Hatten sie die Juden in flammenden Worten an ihre Blutschuld erinnert, an den Abfall von Gott und dem Glauben ihrer Väter, so enthüllten sie vor den erstaunten Blicken der Heiden die Tiefen der neuen Religion, ihre tief ins Herz greifenden Wahrheiten, ihre wahrhaft welterneuende Tugendlehre, so appellierten sie an den Rest von Edelmut und erhabener Lebensauffassung, den das Heidentum sich noch bewahrt hatte, oder — wie Paulus auf dem Marktplatz zu Athen — an das Sehnen und Verlangen, das im Menschenherzen schlummerte und nun plötzlich im Christentum seine Erfüllung fand. Ein Zeugnis für Christus war das eine wie das andere, und wenn die Heiden sich verwundernd gestanden: „Sekt, wie sie einander lieben!“, so war diese dem Heidentum und Judentum fremde selbstlose Nächstenliebe für Ungezähnte der Verheißungsstern, der sie weiterführte zum Heiland selbst. So bereiteten die Apostel dem Heiland auf Erden als treue Zeugen die Wege, während er für sie die Ehrenthrone im Himmel errichtete.

Die Zeiten änderten sich. Die Anschuldigungen der Juden, der Heiland sei ein Empörer und wiege das Volk gegen den Kaiser auf, diese Lüge, über die Pilatus mitleidig gelächelt, fanden später um so bereitwilliger Glauben; man stempelte die Christen zu Hochverrättern. Aber siehe, Millionen gaben freudig ihr Leben zum Zeugnis für die Güte des Werkes Christi, keiner jedoch von all den Märtyrern erhob die bewaffnete Hand gegen seine Denker. Sie beugten ihr Haupt, um für Christus den Todesstreich zu empfangen, keiner aber ward zum Empörer, und so ward das versprochte Märtyrerblood ein lautes Zeugnis gegen die Anklage, daß das Christentum Staatsverräter und Rebellen erziehe. Schon beim Tode des ersten Märtyrers hätten so die verblendeten Heiden erkennen können, wie töricht es sei, die Christen für eine jüdische Sekte zu halten, wie wenig diese mutigen Bekenner und Dulder gemein hatten mit den Aufwühlern um Bar Kochba und andere. Aber lange dauerte es, bis diese Erkenntnis sich Bahn brach, die Christenverfolgungen lösten einander ab, bis endlich die römischen Kaiser sich überzeugten, daß treue Diener Christi auch treue Diener der irdischen Herren sind.

Es folgten Zeiten des Friedens, aber keine, in denen Christus nicht neuer Zeugen bedürft hätte. Was die Märtyrer mit ihrem Blute, das taten die Apologeten mit der Feder, und so gewaltig war ihr Bekenntnis für Christus, den eingeborenen Sohn Gottes, daß wir ihren Schriften noch heute die besten Waffen gegen die Widersacher entnehmen.

So war die kultivierte Welt christlich geworden, und nun traten die Künste als lebenswürdige Zeugen für Jesus auf, vor allem die Baukunst. Gewiß, auch der Heide hatte seine Götzentempel, auch der Mohammedaner baute seine Moscheen, aber wer möchte sie vergleichen mit den mittelalterlichen Domen, diesen in Stein gehauenen christlichen Gedanken! Diese Gotteshäuser, zu denen christliche Opferwilligkeit die Bausteine zusammentrugen, bei denen christliche Künstlerfrömmigkeit die Pläne erfanden und Stein auf Stein geschichtet, die in ihren romantischen Formen zu uns reden von unüberwindlicher Glaubenskraft und rührender Demut zugleich, in ihren gotischen Formen von aufwärtsschauendem Gottvertrauen und himmelstürmendem Sehnen, die im Renaissancestile die heitere Lebensfreude verknüpfen und unterordnen dem ersten Streben der Gottsucher, die allesamt mit ihren gleich Fingern zum Himmel zeigenden Türmen sich selbst und den Menschen hinordnen zu dem einen christlichen Ziele — sind sie nicht gewaltige Zeugen für Christus geworden, der zu den Pharisäern, die Anstoß an dem Jubel bei seinem feierlichen Einzug nahmen, gesprochen (Lukas 19, 40): „Ich sage euch, wenn diese schwiegen, so würden die Steine laut ausrufen!“

An die Baukunst schloß sich die Bildhauerkunst, die Malerei usw. an die ihre schönsten Motive nicht selten naiv und doch so

tiefsinnlich und edel, dem unerforschlichen christlichen Ideen-
schatze entnahmen.

Und die herrlichen Hymnen des Mittelalters, von einer
Zubrunst und Innerlichkeit, daß weltliche Minne daneben nur
süßlich erscheint, daß die besten Werke unserer profanen Dichter
und Sängler nicht in Konkurrenz mit ihnen zu treten wagen —
wie hätten sie entstehen können, hätte nicht das Christentum dem
Kunstlergeist erst solche Gedanken und Empfindungen eingehaucht
und ihn in höhere Sphären gehoben! Die Schöpfungen eines
Orlando di Lasso und Palestrina sind Klänge aus einer
anderen, besseren Welt, und Mozart, der Komponist des
„Figaro“ und der „Zauberflöte“, wußte wohl, was er tat, da
er seinen ganzen Ruhm hingeben wollte für eine Ideenwelt,
wie sie in den wenigen Notizen der Prästation zum Ausdruck kommt,
und da sein „Requiem“ sein Schwanengesang ward.

Ein einziger katholischer Dom, ein einziger Hymnus auf
das allerheiligste Sakrament, ein einziges Madonnenbild der
großen Meister sind schon vollwertige Zeugen für Christus und
sein göttliches Werk, für die unergründlichen Tiefen, in denen die
klaren, erfrischenden Wasser des Lebens sprudeln, Zeugen, die
bis ans Ende der Zeiten nicht zu entkräften sind. — Man kann
sogar eine gewisse Wechselwirkung feststellen: Solange die
Kunst sich in den Dienst des Heilandes stellt und manhaft für
ihn Zeugnis ablegt, empfängt sie von ihm stets neue Kraft und
Weise. Das geht so weit, daß man bis zu einem gewissen Grade
am Stande der Kunst ablesen kann, welche Stellung die be-
treffende Zeit zu Christus einnimmt. So ist es kein bloßer Zu-
fall, daß in der morgenländischen, von Rom abgefallenen
Kirche mit dem religiösen Leben auch zugleich die Kunst erstarrt
und verkümmert ist. So ist es tiefbegründet, daß der Protes-
tantismus es bis auf den heutigen Tag zu keinem originellen
Kirchenbaustil gebracht hat, daß die Künste in seinen Kirchen ein
kümmerliches Dasein fristen, auf profanen Gebieten nur durch die
ausgebildete Technik die Armut an neuen, wirklich erhabenen
und großen Ideen mühsam zu verdecken vermögen. Das Beste,
was man dort, besonders an religiösen Kunstwerken besitzt, ragt
unbestritten aus der katholischen Zeit herüber. Der Protestantis-
mus muß eben, sofern er nur konsequent ist, immer mehr das
Zeugnis für Christus zurückstellen, damit aber auch immer mehr
die lebensvolle Verbindung mit ihm verlieren. Luther selbst gab —
ohne die Tragweite seines Tuns zu überschauen — zu dieser
Entwicklung das Zeichen, als er leugnete, daß Jesus sich in der
heiligen Messe täglich für uns opfert, daß er fortlebt im Priester-
tum seiner Kirche. Da verweigerte er ihm ein wichtiges Zeugnis,
ja kennzeichnete ihn sogar, ohne es ausdrücklich zu sagen, als
fahrlässigen Verführer, da er einerseits die Christen zu Gehorsam
und Glauben an die Kirche verpflichtete und andererseits, ohne
ein energisches Halt zu bieten, ruhig zugehau haben soll, wie
eben diese Kirche in höchst wichtigen Dingen 1500 Jahre lang
verhängnisvolle Irrfahrten gegangen sei. Dieses Wanken von
Christus ist allmählich auf dem Punkte angelangt, daß nicht ver-
einzelte Glieder des Protestantismus ihm gar die Gottheit ab-
streiten und, wie man es im verflossenen Jahre erlebte, unter
Zustimmung kirchlicher Behörden das apostolische Glaubensbe-
kenntnis seines Inhalts und seiner Bedeutung zu entdecken ver-
suchen. Ob man sich in diesen Kreisen denn nicht darüber klar
wird, daß das nicht Zeugnisgeben heißt, sondern Abschwanken
ins Lager der Ankläger und Gegner Christi!

Da hat die Kirche stets ein anderes Beispiel gegeben.
Sooft sie den Mund nur öffnet, ist es ein Zeugnis für Christus,
sooft die Hirten der Kirche zu uns reden, wird es eine ein-
bringliche Mahnung, dieses Zeugnis zu unterstützen durch ein
Leben, in dem sich Gottes Gnade offenbart, durch Wirken, Reden
und Handeln, dem Christus Motiv, dem seine Ehre höchstens und
letztes Ziel ist. Und damit sind sie selbst, damit weisen sie uns
auf den einzig richtigen Weg; denn der Heiland hat ja gesagt:
„Wer mich vor den Menschen bekennt, den werde auch ich vor
meinem Vater bekennen, der im Himmel ist.“ P.

Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen

(Ansprache des Pfarrers Dr. Hilfrich beim Gottesdienste
der Delegiertenversammlung zu Wiesbaden am 20. Mai 1914.)
Dilata locum tentorii tui... et semen tuum gentes
haereditabit (Isaias 54, 2-3). „Dehne aus dein Gezelt — denn
deine Nachkommenschaft wird die Heidenvölker erben.“ Wir haben
heute die Signe der christlichen Himmelfahrt. Mit mehr Wehmut als
Freude sahen die Jünger und Apostel den Heiland sich erheben über
die Erde und alles Irdische, und in Kleinmut und Verzagtkeit
gedachten sie der Weltaufgabe, die der Heiland ihnen den nun-
mehr Verwaisten überlassen hatte. Der Heiland hatte die zweiseitige
Aufgabe erfüllt, die nur er allein als der Sohn Gottes erfüllen
konnte: das war die Erlösung und die Stiftung seiner Kirche.
Alles Weitere in dem großen Werke der Erlösung konnte von den
Menschen als den Werkzeugen der göttlichen Gnade vollbracht
werden: Christus hatte ja die Offenbarung vollendet, er hatte die
Gnademittel eingesetzt, er hatte in seinen Aposteln das Priester-
tum geschaffen, auf das wir in seiner geistigen Fortpflanzung
durch die Reihe der Jahrhunderte die Worte des Psalmisten be-
ziehen dürfen: „Du bist Priester ewiglich nach der Ordnung des
Melchisedech.“ Christus erhebt sich über die Erde, nachdem er seine
Apostel bevollmächtigt und befähigt hatte, den Erdbreis der Herr-
schaft seiner Liebe und Gnade zu unterwerfen: Gehet hin und lehret
alle Völker, mit diesen Worten hat Christus seinen Aposteln

eine Weltaufgabe gestellt, unbegrenzt nach Zeit und Raum,
aber er hat seiner Kirche auch eine Triebkraft verliehen, deren
Spannkraft nie versagen oder auch nur nachlassen kann; er hat
in seiner Aufopferung am Kreuze ein Feuer der Liebe entzündet,
das in der Himmelfahrt des Heilandes über die Erde erhoben, zur
Sonne unseres geistigen Lebens geworden ist, zur Sonne, die Ge-
meingut der ganzen Erde ist und mit unverminderter Kraft durch
Jahrtausende erleuchtet, erwärmt und belebt. Die Kirche hat
eine Weltaufgabe vom Heilande geerbt, aber sie hat auch seine
weltumfassende Liebe empfangen, eine Liebe, die stets
weitere Eroberungen macht, die mit geistig-elementarer Expan-
sionskraft ihr Reich ausbreitet, die stets neue Wirkungsgebiete
sucht, nicht um sich zu bereichern, sondern nur um zu geben, die
nach den Verwüstungen der Sündenflut überall in der Errich-
tung des hl. Kreuzes wieder anpflanzt den Baum des wahren
Lebens. Und immer wieder hat sich in der Geschichte der Kirche
das Wort des Propheten Isaias bewährt, das der göttl. Bräutigam
seiner Braut auf Erden zuruft: Dilata locum tentorii tui, „Dehne
aus dein Gezelt, denn deine Nachkommenschaft wird die Heiden-
völker erben.“ Zum erstenmale dehnte die Kirche ihr Gezelt aus,
als sie durch die Taufe des Hauptmannes Cornelius den ersten
Heiden unter die Zahl der Gläubigen aufnahm; „denn deine
Nachkommenschaft wird die Heidenvölker erben.“ Die Apostel
erlebten die Freude selber, in Vorderasien bis nach Indien und
in der ganzen griechisch-römischen Heidenwelt den Samen des
Wortes Gottes ausstreuen können. „Dehne aus dein Gezelt“,
so lautete es wiederum, als die germanischen Völkerstämme in
die Geschichte eintraten und in dem großen Apostel Deutsch-
lands, dem hl. Bonifatius, verehren wir nur den Repräsentanten
aller jener hl. Männer und Frauen, die der großen Aufgabe der
Missionierung Deutschlands gedient haben.

„Dehne aus dein Gezelt“, so lautete es abermals, als die
hl. Cyrill und Methodius als erste Glaubensboten die slavischen
Völker aussuchten und denselben mit dem Christentum die An-
fänge der Kultur brachten.

„Dehne aus dein Gezelt“, so lautete es besonders eindring-
lich, als in dem Zeitalter der Entdeckungen neue Erdteile und die
unermesslichen Gebiete von Hinterasien mit ihren Völkermissionen
den Christen zugänglich wurden. Damals war es, daß Gott
seiner Kirche den hl. Franz Xaverius verlieh, einen Apostel, so
gottbegnadet, wie seit den Tagen des hl. Paulus keiner gewirkt hat.
Er war der Bannerträger der gewaltigen damals einsetzenden
Missionsbewegung, in der nach den bedauerlichen Verlusten der
Reformation die Kirche ihre unsterbliche Lebenskraft wieder glanz-
voll betätigte.

„Dehne aus dein Gezelt“, so lautet es lebhaft in unserer
gegenwärtigen Zeit, da Gott in den letzten Jahrzehnten für die
Missionsaufgabe neuen Eifer geweckt hat. Die gegenwärtige
Missionsbewegung, die wir als Zeitgenossen in ihrer Bedeutung
noch nicht würdigen können, ist jedenfalls eine erfreuliche Tat-
sache. Wie das Zeitalter der Christenverfolgung das Selbsten-
alter der Kirche ist, so haben die Bekämpfungen der Kirche im
Laufe der Geschichte nur zu ihrer Läuterung und geistigem Glanze
beigetragen. Im Kampfe wird ja leider manches Schwache unter-
liegen und untergehen, aber die Tugend wird bewährt und wächst
mit ihren Aufgaben. Der heutige Kampf gegen die Kirche ist
nicht mehr ein Kampf gegen eine ihrer Lehren, sondern richtet
sich gegen die Grundlagen der Offenbarung. Diese Verschärfung
des Kampfes ist für die Kirche nur ein Antrieb zur Vertiefung
ihres Glaubenslebens, zur Betätigung ihrer göttlichen Lebens-
kräfte, insbesondere ihrer apostolischen Liebe, die nächst dem
Martyrium die herrlichste Blüte des christlichen Lebens ist.

In den Dienst dieser großen Aufgabe stellt sich auch unsere
Missionsvereinigung, die ich als eine unserer Kirche würdige
Organisation bezeichnen möchte. Ich habe von der Weltauf-
gabe und der weltumfassenden Liebe unserer Kirche gesprochen;
unsere Vereinigung ist ihrer Auffassung nach und zum Teile schon
in Wirklichkeit eine Weltorganisation, die die Frauen und Jung-
frauen der katholischen Welt aufruft zur werktätigen Unterstü-
tzung der Aufgabe unserer Kirche. Unsere Missionsvereinigung ist eine
christliche Organisation, da sie durch den niedrigen Jahres-
beitrag von nur 25 Bg. auch den Unbemittelten die Mög-
lichkeit gibt, an dem edelsten Werk der Liebe, an dem apostolischen
Werke der Ausbreitung unseres Glaubens teilzunehmen. In der
bekannten Erzählung „Des Königs Münster“ wird berichtet, wie
eine arme Witwe das Verbot des Königs, zu dem Baue des Gottes-
hauses beizutragen, in Eifer und Einsatz zu umgehen wußte,
und wie ihre Gesinnung von Gott anerkannt wurde. So ist es
gewiß die Pflicht der Großen und Mächtigen, Hervorragendes im
Dienste Gottes zu wirken, aber ebenso ist es Pflicht, die Untergeord-
neten von der Mitwirkung nicht auszuschließen. Alle, denen
der hl. Glaube ein unschätzbares Gut ist, fühlen in sich die
Pflicht der Dankbarkeit und damit den Drang, mitzuwirken,
wenn das Gezelt der Kirche erweitert wird. Unsere Missions-
vereinigung ist eine wirksame Organisation, das zeigt der
Erfolg, das offenbart die Delegiertenversammlung, die über die
Verteilung der Gaben zu beraten hat, das bekundet in der Offen-
lichkeit die Missionsausstellung, die ein ehrendes und anerkennendes
Zeugnis der Tätigkeit unserer Vereinigung ist.

Heute vor unser Beratung im Gotteshause versammelt,
wollen wir den Segen Gottes auf unsre Bemühungen herab-
rufen und uns in der rechten Gesinnung bei unserer Arbeit er-
neuern. Wir wollen vor allem mit dem Psalmisten sprechen:
„Non nobis, Domine, non nobis, sed nomini tuo da gloriam.“
(Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib die
Ehre.) Gott hat uns vor all den unglücklichen Heiden ausge-
zeichnet, indem er das kostbarste Gut des Glaubens uns ohne
jegliches Verdienst als Geschenk in die Wiege gelegt hat. Wer
seinen Glauben zu schätzen weiß, weiß auch, daß er mit all seinen
Bemühungen seine Dankeschuld nicht abtragen kann, daß unser
Wirken für die Ausbreitung des Glaubens nur ein Zeichen ist,
daß wir die Pflicht der Liebe und Dankbarkeit gegen Gott nicht
ganz vergessen. Mit der Gottesliebe ist es die Nächstenliebe,
die unsre Arbeit beselen muß. Und da möchte ich sagen, die

Saubereigenschaften der Caritas sind dem Wirken für die Mission wesentlich, sind von demselben untrennbar. Die Arbeit für die Mission ist übernatürliche Liebe, ist eine Betätigung unseres Glaubens, der die Bewohner der anderen Erdteile nicht nach geschäftlichen Interessen bewertet, sondern die unsterbliche Seele des Menschen beachtet, in ihr das Ebenbild Gottes erkennt und in ihr den Erlöspreis des Blutes des Sohnes Gottes verehrt. Die Arbeit für die Mission ist uneigennützigste Liebe, da man selbst kein Wort des Dankes empfängt und sich nur im Geiste mittheilen kann mit der Freude der durch unsere Nächstenliebe Beglückten. Die Caritas der Missionsunterstützung ist allgemein, sie kennt keinen Unterschied der Rasse und läßt sich nicht einschränken durch die Grenzen eines Landes.

Soll unser Wirken für die Mission Segen spenden, dann muß es ausgehen von den Beweggründen des Glaubens, dann muß es das Ziel haben, das Glück den Heiden zu vermitteln, dessen wir uns durch die Gnade Gottes erfreuen, und das der Prophet Isaias im Zusammenhange mit den Worten meines Vorgesprochenen so schön bezeichnet: Dominabitur tui, qui fecit te (33. 54. 5). „Es wird herrschen über dich, der dich erschaffen hat“, kein Fremdling, der dich ausbeutet, der dich nur an den Wagen seines eignen Glückes spannt, sondern derjenige, der dich erschaffen hat, der Interesse und Liebe für dich hat, wie ein Meister für sein Werk. „Et redemptor tuus sanctus Israel, und dein Erlöser wird der Heilige Israels sein.“ Dieses unschätzbare Glück den unglücklichen Heiden zu vermitteln, soll das Ziel unserer Bemühungen sein, damit auch sie von der ausplündernden Fremdherrschaft der Hölle befreit werden, damit auch über sie segnend herrsche, der sie erschaffen, und auch ihr Erlöser sei der Heilige Israels.

Goldkörner

Sind die Dinge, wie sie sind,
Fange nicht im Netz den Wind,
Schilt nicht auf der Strömung Lauf,
Halt nur fest des Steuers Rausch.

*

Mein Klugfuss hat mich oft geprellt
Und fremder ausgezogen,
Da hab ich Gott mich heimgestellt:
Ich fand mich nicht betrogen.

*

Ein bißchen Verstand,
Ein bißchen Geduld,
Nur keinen Tumult —
So geht's von der Hand.

Fremdes Glück

Von M. E. Engelhardt.

(Fortsetzung.)

Stark liebte seine Frau mit der ganzen Innigkeit seines Herzens, er zitterte für ihr Leben und er bangte, sie zu verlieren. In den Sommermonaten weilte sie meistens in einem Bade, seit den letzten Jahren, da die kleine Therese schulpflichtig geworden, trennte sie sich nicht mehr von dem Hause und ihren Lieben, zumal Angelika in der Pension weilte. „Sie soll erzogen sein, wenn ich nicht mehr bin“, sagte sich die Mutter in den langen Leidensnächten, wenn die Arme den Schlaf nicht finden konnte, und ihre Ausbildung war auch vollendet, als Stark der würdigen Direktorin schrieb, ihm Angelika zu senden, die Mutter verlange nach ihrem Kinde.

Es waren Wochen des reinsten Glückes, die die Familie zusammen verlebte. Stark selbst ließ sich durch Luisens sonnige Heiterkeit über ihren Zustand täuschen. „Hofrat, lieber, alter Freund“, rief er täglich dem Hofrat bei seiner Morgenvisite zu, „es geht täglich besser, bald wird sie kräftig genug sein, um zu reisen, um im sonnigen Süden völlig zu genesen.“

Der Hofrat, ein langjähriger Freund des Hauses, widersprach nicht; wie hätte er es vermocht, dem Gatten und den Kindern jede Hoffnung zu zerstören.

Schon in den ersten Jahren von Luisens Ehe hatte das gelübte Auge des Arztes erkannt, daß sie in späteren Jahren dem gleichen Liebel wie ihre Eltern zum Opfer fallen würde, und so war es auch. Ein quälender Husten rief ihre ohnehin schwachen Kräfte bald auf und Luise stand am Ende ihrer Pilgrimschaft. Helene verbrachte den größten Teil des Tages bei ihr so lieben Kranken. Wenn am Abend mit der zehnten Stunde die anderen zur Ruhe gingen, so tat sich die Türe des Krankenzimmers auf und Helene trat ein mit einem Lächeln auf dem lieblichen Gesicht, das Luise fröhlichen Mut verlieh, und neues Hoffen in das wundete Herz goß.

Sie waren ganz allein, die beiden. Stark mußte sich Luisens und Helenes Wunsch fügen und mußte sein Lager aufsuchen, dann setzte sich Helene an das Krankenbett, die fieberheiße Hand Luisens in die ihre schließend und auf ihre abgebrochenen Worte lauschend. O, wieviel hatte sie der Freundin zu vertrauen, denn sie wußte es, daß ihre Tage gezählt waren; da aber der starke Mann jetzt nicht tragen konnte, was sie ihm noch alles zu sagen hatte, für ihn, für ihre Kinder, so legte sie alles an das Herz der Freundin, die sollte ihm alles sagen, wenn ihr Mund verstummt sei.

Wie so oft verbreitete auch heute die Nachtlampe nur matten Schein in dem hohen Gemach; die alte Uhr tickte im dunkeln Gehäuse, ein Mäuschen raschelte im Wandgefäßel. Heller Mondschein lag auf dem Garten, durch einen Spalt der Gardine lugte er in das Zimmer, sein breiter Strahl traf noch die feuchte, weiße Stirn Luisens, die, seltsam hastige Worte murmelnd, erwachte.

„Liebe!“, sagte sie, „Rufe August, o, der schlaume Dackel.“ „Lagte sie mit Aufbietung ihrer letzten Kraft. Kaum war das letzte Wort gesprochen, stand der Genuß an ihrer Seite und hielt sie in seinen Armen.

Der Sturm hatte ausgetobt, sanft ließ er sie in die Kissen gleiten. Ein langer Blick aus den tiefen Augen trat ihm, noch ein banger, zitternder Seufzer, und August Starks Glück, seine Luise, hatte ihn verlassen.

Als der Morgen dämmerte, weinten die Schwestern an der Mutter Leiche. „Ich wünsche“, hatte die Seingegangene manchmal zu Helene, ihrer trauten Freundin, gesagt, „daß nach meinem Abscheiden Angelika bei ihrem Vater bleibe, ihn mit ihrer Liebe und Sorge umgibe und nach dem Nechten im Hause sehe; unsere alte, treue Greta steht ihr zur Seite“, fügte sie hinzu. „Sobald es meinem Mann nicht mehr allzu schwer fällt, möge er unsere kleine, die Kette, ins Institut geben, die Direktorin hat an ihr einen Ersatz für Angelika.“

Ein Jahr war nach Luisens Tod bereits vergangen, aber August Stark konnte sich noch immer nicht von seiner Jüngster trennen; jetzt aber, da ein neues Schuljahr begann, mußte es es sein. Die Notwendigkeit des Abschieds sah Stark wohl ein, aber als es ans Scheiden ging und er zum letztenmal in die schönen Augen seines Lieblings sah, fiel ihm die Trennung schwerer, als er gedacht hatte.

Es war damals eine traurige Heimfahrt von Vater und Tochter, und als sie nach Hause kamen, fehlte ihnen Mese überall. Wohl war es wie immer; Frau Holm, die freundlichen Anteil nahm, auch Fritz, ihr Sohn, der im Elternhaus weilte, da er sich für sein erstes medizinisches Examen vorbereitete, war für Vater und Tochter, aber wenn er sich an den Herbstabenden seinen Eltern anschloß, ein geringerer Gast. Es war zwar nicht mehr der trauliche Verkehr zwischen Angelika und Fritz wie einstens, als sie noch Kinder waren, aber immerhin war es ein freundlicher und freundschaftlicher.

Fritz verließ wieder das Elternhaus, um sein Examen zu machen, und als er zurückkehrte, hatte er es mit Auszeichnung bestanden. Mit welcher herzlichen Freude wurde er von den Eltern empfangen, auch über des Herrn Vaten sonst so ernstes Gesicht flog ein freundliches Lächeln, als er ihn begrüßte. Angelika hieß ihn freundlich willkommen und reichte ihm ihre schlanke Hand, die er länger als üblich in der seinen hielt und dann erst mit leisem Druck freigab.

Von diesem Augenblick sah Fritz Angelika mit anderen Augen an, ihr Liebreiz fesselte ihn, die Sorgfalt, mit der sie ihren Vater umgab, rührte ihn, und ihre Einsicht und Energie, mit der sie trotz ihrer Jugend im Hause waltete, gewann ihr sein Vertrauen und vermehrte seine Achtung. Fritz war ein zu offener Charakter, er verbergte, was ihn bewegte, nicht lange vor den Augen der liebenden Eltern, die erst dann ihre Einwilligung zu geben, versprochen, wenn er nach einer zweijährigen Trennung — welche Zeit er in Paris und Wien in den Spitalen behufs seines medizinischen Studiums verbringen müsse — zurückkehre und seine Gefühle für Angelika noch die gleichen seien wie heute.

So schwer es Fritz damals auch fiel, er mußte sich dem Willen der Eltern fügen, wenn auch mit innerem Widerstreben.

Alles geht vorüber, auch die längste Wartezeit, die Fritz eine kleine Ewigkeit dünkte. In ehelichem Schaffen und Streben raufte sie vorüber. Er trat wieder durch das eiserne Gittertor, die Springen waren längst verblüht und die blätterlosen Ranken baumelten im Herbstwinde; er schritt den wohlgepflegten Gartenweg hinaus bis zum trauten Elternhaus; drüben im Nachbargarten raufte das gelb gefärbte Laub unter dem leichten Schritt eines jungen Mädchens; lauschend, mit verhaltenem Atem blieb Fritz stehen, dann schritt er weiter. Auch Angelika lauschte, denn sie hatte ihn gesehen, als er unter den entlaubten Bäumen dahinschritt, und sie preßte ihre Hand auf das pochende Herz.

Wochen waren seit Fritzens Rückkehr vergangen; er verkehrte oft und viel im Nachbarhause und war ein gerngesehener Gast. Die Liebe der jungen Leute war von den beiderseitigen Eltern gerne gesehen, und als eines Tages Fritz in das Haus des Nachbarn und Vaten trat, um ihn um Angelikas Hand zu bitten, da wußte er, daß er keine Fehlbite tat, denn Angelika hing mit der ganzen innigen Liebe eines reinen, unberührten Mädchenherzens an ihm. Fritz hingegen pries sich glücklich, wenn er sie sorgend im Hause schalten und walten sah, wie ein Hausmütterchen und freute sich, einkunten sein und der Seinen Wohlergehen in so feste, sichere und treue Hände legen zu können. Nur manchmal stieg ganz leise in ihm der Wunsch auf, sie möge doch nicht ganz in ihrem Hausfrauenberuf aufgehen, sie möge doch auch manchmal ihre fleißigen Hände in die seinen legen und ihr Köpfchen an seine Brust lehnen und seinen Worten lauschen; aber weder seine liebenden Bitten noch ein ernstes Wort, in einen freundlichen Scherz gehüllt, taten die gewünschte Wirkung; wenn sie auch neben ihm saß in den langen Winterabenden, aber der Strickstrumpf blieb in ihrer Hand.

Es gelang ihm nicht immer, seiner Verstimmlung Herr zu werden und sein Mütterchen verstand ihren Herzensjungen, ach, so gut. Sie war ja auch einmal jung, aber einen Strickstrumpf in die Hand zu nehmen, wenn ihr Liebster bei ihr war, das wäre ihr doch niemals in den Sinn gekommen, nein, gewiß nicht. „Aber um Gotteswillen“, sagte sich Helene, deren Goldhaare schon weiße Fäden durchzogen, „nur schweigen über den ominösen Strumpf, er darf niemals wissen, daß ich ihn verstehe.“

Und Frau Helene schwieg, doch als ihr Sohn eines Tages bezüglich des grausamen Strickstrumpfes ihr sein Leid klagte, raffte sie sich auf, gegen ihre Ueberzeugung zu sagen: „Danke Gott, daß du ein Mädchen gefunden hast, das einen Strumpf stricken kan; die Mehrzahl übt diese edle Kunst nicht mehr, sie verstehen wohl, eine leichte Stiderei zustandzubringen, aber sonst weiter nichts.“ Da stand der arme Fritz, auch von der gütigen Mutter schnöde abgewiesen, und schalt sich selbst tüchtig aus, einen Tadel über

Angelika über großen Muth ausgesprochen zu haben. Von jetzt an hielt der junge Mann die Zurückhaltung seiner Braut für mädchenhafte Schüchternheit und tröstete sich mit der Hoffnung, wenn Angelika seine Frau sei, würde sie das alles ablegen.

Es war Hochsommer, ein lauer Sommerwind strich koseend über die Beete; die Blumen neigten ihre Köpfe unter seinem erquickenden Odem. Angelika saß in der Laube, die Arbeit war ihren Händen entsunken, sie träumte. Leichte Schritte näherten sich der Laube, Angelika sah auf und erblickte Fritz, der lächelnd auf sie hernieder sah. Sie wollte sich erheben, aber er drückte sie sanft zurück und bat: „Bleibe, Angelika, lasse deine Arbeit ruhen, sieh' mich an, ach, wie lange sehnte ich mich nach einem Alleinsein mit dir. Gib mir die Hand und lasse mich die Antwort auf meine Frage: Bist du mir gut? aus deinen lieblichen Augen lesen.“

Angelika sah zu ihrem Verlobten flüchtig empor, ein tiefes Eröthen belebte und verschönte ihre sonst so bleichen Züge, einen Augenblick überließ sie ihrem Verlobten ihre schlanke, weiße Hand, dann fragte sie völlig unvernünftig: „Weißt du schon die große Neuigkeit, hat Papa dir bereits Mittheilung gemacht?“

„Ich sprach deinen Vater nur flüchtig und er sagte mir, daß ich dich in der Laube finden würde, doch die große Neuigkeit erfahre ich nicht, teile mir sie mit, ich bin begierig, sie zu hören.“

„In etwa zwei Monaten kommt meine Schwester aus der Pension zurück“, berichtete Angelika und sah mit unruhigem Blick zu ihm auf.

„Ist das alles?“

„Ja“, entgegnete Angelika, „alles. Papa wünscht ihre Rückkehr“, fuhr sie nach einer Pause fort. „Sie soll meine Stelle im Hause einnehmen, wenn ich den Vater verlasse.“

„Was für die Kleine keine geringe Aufgabe sein wird“, ließ sich der junge Arzt vernehmen, „dich, meine Angelika, wird sie nie ersetzen, nie erreichen.“

„Du irrst“, versetzte Angelika. „Kese wird mich nicht nur ersetzen, sondern sogar übertreffen, denn durch ihre angeborene Liebenswürdigkeit fliegen ihr die Herzen zu und selbst etwaige Mängel werden darüber vergessen, auch ist sie sehr schön.“

„Run, ich bin neugierig auf die kleine Dexe“, entgegnete Fritz lächelnd, „leider erinnere ich mich ihrer nur noch dunkel. Das Bild, das mir noch von ihr geblieben, ist das, wie die Kleine mit wirren Haaren, heißen Wangen und fliegendem, kurzem Kleid mit Hektor durch den Garten tollte; ob der alte Bursche sie noch kennt, wenn sie wiederkommt?“

„Ich zweifle nicht daran“, antwortete Angelika, „jedemfalls wird er in der tollsten Weise seine Freude äußern. Daß ich mich freue, mein Schwesterchen wiederzusehen, bedarf keiner Erwähnung, und vor allem freue ich mich um meines Vaters willen, dessen Glück und Sonnenschein sie gewesen und der all die Zeit durch die Trennung von ihr so schwer litt.“

Fritz antwortete nicht; er sah zu Angelika hinüber, ihre Augen blickten wie in weite Ferne und eine Träne glänzte darin, die langsam auf ihre weiße Hand fiel. Warum weinte sie?

Es war ein klarer Herbsttag, reich an strahlender Schönheit, als Kese wieder das Vaterhaus betrat. Die Amoretten lächelten auf die Sechzehnjährige herab wie damals, als sie mit bitteren Tränen vom Vater und von der Schwester Abschied nahm.

Die kleine Hand leicht auf den Arm des Vaters gelegt, schritt Kese an seiner und Angelikas Seite den Weg hinab zum trauten Wohnhause. Bitterdes Sonnengeriesel lag auf den bunten Blättern, die roten und gelben Farben schimmerten auf dem saftigen Grün des Rasens. Herbstzauber lag auf dem alten, trauten Garten, den Keses Fuß durchschritt; die hohen Bäume rauschten über ihrem Haupte. „Sei willkommen!“ flüsterten sie ihr zu und wiegten und neigten sich in der lauen Luft.

Drüben im Nachbarhause stand Fritz und sah hinab auf die anmutige Gestalt des jungen Mädchens, die noch halb Kind, halb Jungfrau, und deren ganze Erscheinung von großem Liebreiz umflossen war.

Ja, Hektor hatte seine junge Gebieterin wiedererkannt; mit lautem Wollen begrüßte er sie und mit den tollsten Sprüngen gab er seiner Freude Ausdruck. Er wich nicht von Keses Seite und ihre kleine weiße Hand streichelte zärtlich seinen schönen Kopf, seine Augen folgten jedem ihrer Schritte.

Grete, das Faltium des Hauses, trippelte herbei, um die Tochter des Hauses zu begrüßen, sie suchte nach Worten, aber sie fand sie nicht, so tief bewegte sie das Wiedersehen. Kese begrüßte die Treue mit warmem Händedruck, auch für alle übrigen Bediensteten hatte sie ein freundliches Wort, es ging wie Sonnenschein von ihr aus. Fritz folgte ihr mit seinen Blicken, bis sie im Hause verschwand. Angelika war unbemerkt von den andern im Hintergrunde geblieben; wie sehnte sie sich nach einem Blick von ihm, daß seine Augen den ihren begegnen würden, aber er vermied sie nicht, er sah nur — Kese!

Ein Ahnen ging durch ihre Seele. Wie ein körperlicher Schmerz durchzuckte sie ein schwarzer, finsterner Gedanke, für den sie keine Worte fand, sie wandte sich ab und eilte dem Vater und der Schwester nach. Drohen in ihrem Mädchenstübchen, das sie von jetzt an mit Kese teilen sollte, schloß sie die Schwester erschüttert in die Arme und hieß sie unter Tränen willkommen.

Es war eine heitere Gesellschaft, die um den reichgedeckten Tisch des Kommerzienrats August Stark saß; man feierte die Rückkehr seiner jüngsten Tochter Kese, seines „Sonnensindes“, wie er sie am liebsten nannte.

Nur im engsten Kreise wurde dieses Fest gefeiert: Fritz, Angelikas Verlobter, saß mit ihr am unteren Ende der Tafel. Angelika trug ein schwarzes Spitzenkleid, wodurch die Blässe ihrer Haut noch mehr hervortrat; sie war stiller als gewöhnlich, weshalb sie von ihrem Bräutigam befragt wurde, was der Grund ihrer Verstimmung sei. Sie schüttelte kopfschüttelnd vor und sprach damit keine Unwahrheit, denn sie fühlte sich namenlos elend; sie, die sonst so ruhige, Sichere, hatte das Gleichgewicht ihrer Seele verloren, sie war sich selbst zum Rätsel geworden.

Fritzens Eltern, wie die Eltern August Starks, waren auch unter den Geladenen. Fritzens Vater hatte sich erhoben und sprach

seine Freude über die Rückkehr des „Sonnensindes“ aus, das mit leuchtenden Augen zu ihm aufsaß. Kese war schön in dem weißen, buntigen Kleide mit der halbverblühten Rose im reichen, braunen Haar, durch das hin und wieder ein leuchtender Goldfaden blickte, ihr reizendes Gesicht war zart gerötet, so sah sie aus wie der verkörperte Frühling. Fritzens Vater weichte ihr sein Glas und hieß sie als Nachbarskind willkommen. Jubelnd erhob man sich, die Gläser klangen fröhlich zusammen und Kese dankte mit ihrem strahlenden Lächeln. Als sich Angelika ihr näherte, flüsterte Kese ihr zu: „Warum so traurig, Schwesterchen? Bitte, bitte, sei doch ein bißchen froh. Ist es nicht herrlich, daß ich wieder zu Hause bin?“ Wie konnte Angelika anders, als ihre Frage in herzlichster Weise zu erwidern und sie tat es auch, denn sie liebte Kese mit der ganzen Macht ihrer Seele.

Die Tafel war aufgehoben, man erhob sich und begab sich in das Musikzimmer. Angelika saß am Klavier und spielte ein Nocturno von Chopin. Sie spielte meisterhaft und erntete reichen Beifall. Ein jeder der Anwesenden, der musikalisch war, trug sein Bestes vor, wodurch sich das Fest zu einem schönen, genußreichen gestaltete.

Zulezt wünschte August Stark, daß sein „Sonnensind“ ihm noch ein Lied singen solle. Kese sang mit ihrer hellen, gluckenden Stimme und riß die Zuhörer durch die Tiefe und Schönheit ihres Vortrags hin, man war entzückt und ihre jungen Ohren hörten viel Lob.

„Sah' ein Knab' ein Mädslein stehn“, könnte es durch den Saal; Fritz begleitete sie, er sah mit verklärten Blicken zu ihr auf; seine Seele lag in seinen Augen. Wonne und tiefstes Behag durchlebte sein Herz.

Angelika lehnte an der Wand, sie sah, was sein Inneres bewegte, ihr war es zur Gewißheit geworden, daß Fritz für sie verloren sei.

In jener Nacht kam kein Schlaf in ihre Augen, mit einem Schlage war es Angelika klar, was bisher wie eine Vergesslichkeit, aber als ein unklares Gefühl auf ihr lag. Sie wußte, daß Fritz sie liebte und daß auch die Zeit käme, da Kese seine Liebe erwidern würde.

Wie Angelikas Wesen klar und bestimmt war, so auch ihr Denken und Handeln. Sie dachte nicht an sich, welchen Schmerz ihr die Lösung des Verhältnisses bereiten würde; sie dachte an das Glück derjenigen, die sie liebte, und sie dankte Gott aus der Tiefe ihres Herzens, daß die Hand des Priesters, der Segen der Kirche sie noch nicht unauslöschlich mit Fritz verband.

Die letzten Wochen vor Keses Rückkehr standen mit erschreckender Deutlichkeit vor ihrer Seele; wie oft hatten sich Angelika und Fritz in diesem oder jenem nicht verstanden und waren in leichter Verstimmung auseinandergegangen. Fritz war eine stürmische Natur, erglühend und begeistert für seine Ideale, niederreißend, was ihm hemmend in den Weg trat — sie mit ruhigem klaren Blick, unberührt den Weg der Pflicht gehend, so bildeten sie starke Gegensätze. Wie würde das Leben für sie beide werden, wenn sie unverstanden den langen Weg zurücklegen müßten; wären sie nicht beide unglücklich?

„Nein, nein, das darf nicht geschehen! Fritz darf nicht durch mich unglücklich werden! sagte sie sich im Geheimen.

Mit sich war Angelika im Klaren; aber sie wußte, daß die Lösung ihres Verhältnisses ihrem Vater tiefen Schmerz bereiten würde. „O, Mutter“, flüsterte sie und sah zu dem Bilde der Bervorgewigten empor. „Wenn du lebst, wenn du mir nahe wärest, wenn deine Hand mich leiten könnte!“ Tränen entströmten ihren Augen und ihre Hände falteten sich; es war ein wortloses Gebet, das Angelika zu dem Throne des Ewigen empor sandte, um Frieden für ihr friedloses Herz.

Durch die Gardinen stahl sich der Mond, sein Strahl lag auf dem Bildnis der geliebten Mutter, ihr weiches, sanftes Antlitz lächelte milde auf ihre beiden Kinder herab. Kese schlief den sorglosen Schlaf der Jugend, Angelika wachte und ängstigte sich, den Weg zu finden, der zur Lösung führen würde.

Kese war gegen ihre sonstige Gewohnheit heute zuerst am Kaffeetisch erschienen. „Wo bleibt Angelika?“ fragte der Vater und sah sich suchend in der traulichen Wohnstube um. „Angelika leidet an Kopfschmerzen, sie schlief schlecht“, beeilte sich Kese zu berichten, „und will daher noch ein halbes Stündchen ruhen.“ In diesem Augenblick trat die Erwartete ein und legte, nachdem sie den Vater begrüßte, einzelne Briefe, die mit der Post für ihn gekommen waren, vor ihn auf den Tisch.

Er sah sie flüchtig durch; es waren meist Briefe geschäftlichen Inhalts. Den letzten las er mit einem glücklichen Lächeln, dann reichte er ihn Angelika mit dem Bemerkten: „Lieb, liebes Kind, er geht dich an und ist von Tante Clementine, der Ausrufe deiner lieben Mama. Du sollst einige Wochen zu ihr kommen, um in ihrem Hause nach dem Rechten zu sehen, da sie der Ruhe dringend bedarf; sie glaubt, da Kese wieder bei uns ist, könnten wir dich entbehren.“

„Gewiß, lieber Vater“, erwiderte Angelika mit größtem Eifer, „ich gehe! Und wenn du erlaubst, so schreibe ich sogleich an Tante Clementine, daß sie mich übermorgen abend erwarten darf. Die Reise ist weit, aber wenn ich morgen den ersten Zug benutze, erreiche ich am nächsten Abend das Ziel.“

„Warum eine solche Eile?“ rief ungehalten August Stark. „Du fragst mich noch nicht, ob ich damit einverstanden bin, daß du uns verläßt, jetzt, da Kese erst gekommen, die du in den Haushalt einführen sollst, damit sie an deine Stelle trete, wenn du —“

„Bitte, bitte, Papa, Kese bedarf meiner Anleitung nicht; sie macht alles aufs Beste und die alte, treue Grete steht ihr zur Seite, bitte, lasse mich gehen!“

„Ich begreife dein Drängen nicht“, kopfschüttelnd sah der Vater ihr ins Gesicht und da ihre tiefe Blässe ihm auffiel, fuhr er in besorgtem Tone fort: „Bist du krank?“

„Nein, lieber Vater, aber ich bitte dich, laß mich gehen; Und du, Schwesterchen, mache kein so trübes Gesicht, zürne mir nicht; sobald Tante sich etwas erholt hat, komme ich wieder.“

(Schluß folgt.)